...ür Sommerkleidung jetzt die
...r Damen u. Herren
...vom Uhrmacher
...Warburg, Langes Str. 62

...rk! Armbanduhr
Karl Brecker
...Warburg, Langes Str. 62

...E BESTE
...EKLAME
...T DAS
...EITUNGS-
...SERAT

...der Mitfahrt ...and von meh... straße plötzlich ...e und 309 sich ...rberger Kran... ...gefetzt. Da es ...noch nicht ge... ...gefährlich. Es ...hauptet, er sei ...eine solche Tat ...übrigen muß ...in bringt. Erst ...des gepfiffnis...

...nsch.
...ruppe Bielefeld. ...er Flug ha... ...Bielefeld in den ...erhält, ist zu ...ch angegliedert

...rmeister Koch ...plötzlich über... ...nicht, so daß er ...gegen wurde er ...chörte 40 Mark ...linghausen ge... ...ter nur unge...

...kalender

...Freitag, abends 8

...erbeck

...16. Juni.

...er den Baum... ...Pfingstsonntag ...heimgeholt. ...genossen über... ...die letzten Hoff... ...Ernte von Obst

Rache

Skizze von Otto Mayr-Arnold

Am moosigen Schindeldach der armseligen Hütte des Lahnbauern Zargler riß und zerrte Sturmwind und peitschte den Regen mit voller Wucht gegen die kleinen Fensterscheiben. Die gewitterige Atmosphäre entlud sich anscheinend auch im Innern der Hütte; denn im trüben Halbdunkel der niedrigen Stube ragte, vom Schwefelgelb der Blitze hin und wieder umrissen, die hünenhafte Gestalt Zarglers auf, und seine Stimme grollte durch rauschenden Regen und Donnerkrachen seiner Tochter entgegen: „War's vielleicht nit recht, daß ich ihn 'nausg'worfen hab, den fürnehmen Herrn Jäger? Hab's eh schon lang g'merkt, daß er tagsüber oft gleich zweimal kommen ist — und daß er Dir auch g'fallen hat. Deshalb hab' ich rechtzeitig an Riegel vorg'schoben. Wenn wir auch bloß Hungerleider sind — zum G'spött für die Leut' und zum Zeitvertreib für an Jäger gib ich mei' Tochter nit her."

Stille brütete in der Stube. Zargler wartete. Hoffte insgeheim, daß seine Tochter reden würde. Aber nur Regen prasselte eintönig an die Scheiben.

„Warum sagst nix? Red endlich!" schrie er erbittert.

„Was soll ich sagen, Vater? Du hast recht. Nur — bei dem Wetter wird' man kein' Hund 'nausjagen."

Jetzt schwieg Zargler. Eine plötzliche Weichheit kam über ihn. Seine derben Bauernhände durchschnitten unbeholfen die Luft. „Bist mei' Sorgenkind, Moidl. Schaust aus wie der Tod von Oeding und hast vom Leben nix g'habt als Arbeit und Plag. Kei' Mutter hat Dich b'hütet, keine G'spielinnen hast kennt. Ohne Freud' bist g'wesen Dein Lebtag lang. Und nur, weil Dein Vater ein armer Häusler, ein Starrkopf ist, der lieber hungert, als daß er sei' Hütt'n verkauft. Freud' hab ich Dir kein machen können; aber 's Unglück will ich wenigstens fernhalten von Dir, so lang ich nur grad kann. Lieber geh ich selber zugrund, als ..."

„Laß gut sein, Vater! Ist eh schon Schlafenszeit."

„Hahahaha! Mit hungrigem Magen mußt heut wieder ins Stroh kriechen — hungern, weil Dei' Vater ... Dös kann ich nimmer mit ansehn."

Fluchtartig stapfte Zargler aus der Stube. Die Brust wollte es ihm zersprengen, sah er das bleiche, eingefallene Antlitz seines Kindes, seiner Maria. Schwer atmend riß er die Hüttentür auf.

Der Regen hatte aufgehört. Ueber dem Grat gischteten weiße, dampfende Wölkchen. Wind orgelte im Bergwald. An ihm hing wie gebannt der Blick des Bauern. Ein böses Flackern glomm in seinen Augen, und etwas Lauerndes überkroch ihn plötzlich. In seinem Gehirn hämmerten wilde Gedanken. Mit einem „Es muß sein!" eilte er zum nahen Stadel. Schweigend und dunkel stand der Bergwald. — —

Nachtsturm brach auf in Wald und Geklüft. Neuer Regen machte das Dunkel noch undurchdringlicher. Jedoch Zargler kannte seinen Weg. Sein Atem keuchte. Schwere Last drückte seine Schultern. Glück hatte ihm gelächelt — im Zwielicht ein Bock am Wechsel ...

Mit dem Fuße die Hüttentür aufstoßend, trat er ein und warf seine Last unter die Ofenbank. Dann schritt er abermals in die Nacht hinaus, die Büchse sorgfältig zu verbergen. Als er wieder in die Stube trat, fiel ihm zuckender Lichtschein entgegen. Maria stand erhobenen Hauptes inmitten der Stube, eine Kerze in der Rechten, während die Linke zur Ofenbank wies.

„Vater!" Eine Flut schmerzlicher Erkenntnis und leisen Vorwurfs quoll aus diesem einzigen Wörtlein. Dem Blick der Tochter vermochte der Bauer nicht standzuhalten. Deshalb verschanzte er sich hinter polternden Worten. „Was willst? Für Dich hab ich's 'tan! Hab das Elend nit länger mehr mit ansehn können. In der Not ist sich jeder selber der Nächste."

„Und hast nix denkt dabei, Vater?"

„Denkt einer nix mehr, wenn's ums Leben von sei'm Liebsten geht. Die einen haben alles, Geld und Arbeit, und die anderen können verhungern!"

Zornig durchmaß er die Stube. Der Tochter Schweigen reizte ihn noch mehr. Seine Faust fiel schwer auf den Tisch. „Und wenn's schon ein Unrecht ist, was ich getan hab', ich will ich's allein tragen."

„Wir geh'n doch beide zugrund' dran, Vater."

„Red nix! Hat's keiner g'sehen und g'hört."

Jäh verstummte er. Lauschte. Ueber Marias Gesicht zuckte Schrecken: Hundegebell! Ihre Blicke kreuzten sich sekundenlang verstehend. Zargler zerrte den Bock unter der Bank hervor. Da wurde die Türe aufgerissen. Der Jagdgehilfe, den zerrenden Hund an der Leine, erschien im Türrahmen. Eine höhnische Lache schrillte auf.

„Ah, da schau her! Ist der Zargler gar unter die Wilddschützen 'gangen. Hätt' mir's nie träumen lassen, wo er dochs Recht und Unrecht allzeit mit der Goldwaag' abg'handelt hat.."

„Der Kalter Sepp!" entfuhr es Maria unwillkürlich. Nun kam das Ende. Mit dem Jagdgehilfen hatte der Vater vor kurzem erst einen Rechtsstreit um den einzigen Kartoffelacker am Hang geführt.

„Ja, der Kalter Sepp ist da und handelt jetzt auch nach dem Recht wie er's kennt. Der Bock ist Dir wohl durch's Fenster g'flogen, Lump!"

„Tut, was Ihr wollt; aber beschimpfen laß' ich mich nit von so einem wie Ihr seid. Der Bock ist ..."

„Halt's Maul!" schnitt ihm der Jagdgehilfe grob das Wort ab. „Der Bock ist g'stohlen, und Dich setz ich hinter Schloß und Riegel; dann wird der Kartoffelacker doch wohl noch ..."

Da schrie Maria auf. Sie glaubte, ein Gesicht an die Scheiben gepreßt gesehen zu haben. Schon schlug der Hund an. Der Jagdgehilfe griff zur Waffe und schrie: „Wer da?"

„So, Ihr seid es, Kalter!", rief eine Stimme.

„Toni!" quoll ein Erlösungsschrei aus Marias Kehle. Die kernige Gestalt eines Jägers schob sich durch den Türrahmen. Mit einem Blick erfaßte er die Lage. „Habt Ihr den Bock schon heimgetragen, Zargler? Ah, da liegt er ja. Nun, von hier aus kann ich ihn schon selber nach Haus tragen. Der Regen hat aufgehört."

Der Jagdgehilfe kniff mißtrauisch die Augen zusammen. „Aber — den Bock hat doch ...?"

Der Jäger schüttelte den Kopf: „Den Bock hat mir der Zargler heimgetragen, während ich noch den Grenzwechsel abgegangen bin. Dort wird wieder gewildert. Ihr könnt Euren Reviergang ruhig fortsetzen, Kalter."

Ein wütender Blick — der Jagdgehilfe verschwand. Maria mußte sich plötzlich am Tische festhalten. Schwäche drohte sie zu übermannen. Zargler aber saß stumm auf der Ofenbank, das ergraute Haupt in die Hände gestützt.

Des Jägers Blick hing an Marias bebender Gestalt. „Zargler! Dies war meine Rache, weil Ihr mir heute die Türe gewiesen habt. Da wir beide aber Maria lieben, so wäre es das beste, Ihr zöget zu mir ins Tal. Mein Haus ist groß und hat Platz für drei und noch mehr Leut'. Wollt Ihr Zargler?"

Der Alte richtete sich empor. Sah dem Jäger prüfend in die Augen. Dann umspannte er wortlos dessen Rechte mit seinen schwieligen Fäusten.

Abendstimmungen an der See.

I.

Die Sonne ging unter. Der Abend sinkt.
Blaß blinkern einzelne Sterne.
Ein Glöckchen läutet, als ob es ertrinkt
In unauffindbarer Ferne.
Ein Nebel sinkt über Land und See,
Ein Sichverlieren, Verfärben,
Als hätte die Welt ein Müdigkeitsweh, —
Eine einzige Sehnsucht: Sterben.

II.

Der Tag versank. — Zwei braune Boote zieh'n
Einsam wie Pilger auf zu weitem Meere,
Ein einziger, zerschmolzener Rubin
Scheint dieses Abends stolze kühle Leere.
Ein kleiner Heimat-Torfruch kam und schwand,
Die Dämmerfrauen fangen an zu weben.
Mit feiner Muschellinie lockt der Strand
Weit, weit hinaus aus allem Sein und Leben.

Frida Schanz.

Warburger Warte

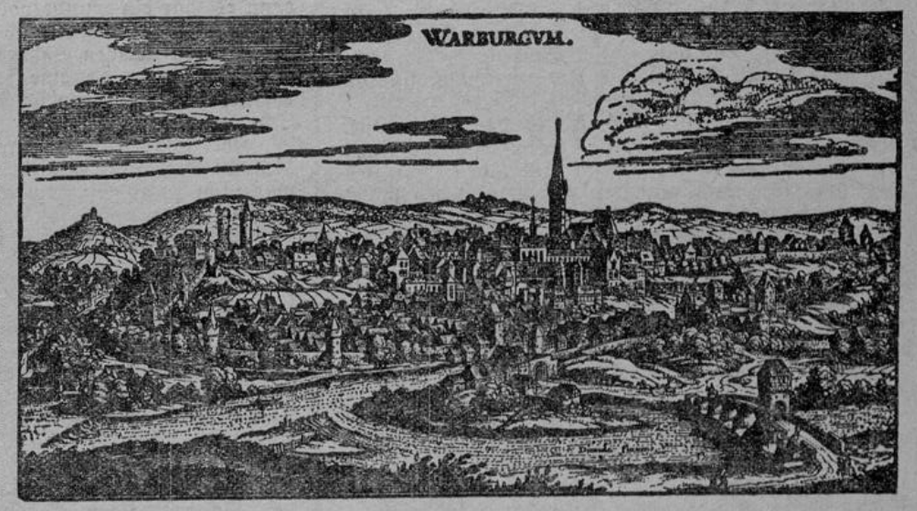
Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 48 | 15. Juni 1932 | 6. Jahrgang

Gegen den Strom

Roman von Olga Wohlbürck

(Nachdruck verboten)

13. Fortsetzung)

... Na also kurz und gut ... Franziska soll ihren Doktor haben. Er wartet nur seinen Stellvertreter ab und wird wohl schon Ende der Woche in Berlin eintreffen, wo er bleibt bis zu seiner — also auch eurer Hochzeit, um noch an der Charité zu arbeiten. Tja ... so weit wären wir ... na, Kinder — was sagt ihr?"

Klaus Stövens Gesicht hatte sich zum ersten Male aufgehellt. Er mochte das nette, flinke Mädel mit dem blonden Wuschelhaar, den geschickten Händen und der einfachen Natürlichkeit gut leiden. Er sah sie vor sich, wie sie trällernd und summend die Demoiselle Schnee zur letzten Ruhe bettete auf den vergilbten Kissen, wie sie ihr das Bild des Jugendgeliebten um den Hals band ... hörte noch ihren Tonfall, als sie sagte: „Sei gut zu Marianne ... oder geh' ..."

Eine große Wärme stieg ihm plötzlich zu Herzen. Er stand auf, nahm Mariannens Hand zwischen die seinen.

„Du, das mit Franziska — das freut mich ... freut mich wirklich ..."

Jetzt war er Mariannens sicher. Jetzt mußte sie Rücksicht nehmen! Konnte nicht mucksen und die Hochzeit verschieben wollen! Zum ersten Male imponierte ihm die ausgeklügelte Vorsorglichkeit des Vaters.

Mariannens Hand aber lag kalt und leblos in der seinen. Immer enger schlossen sich die Wände um sie — bald gab es kein Entrinnen ...

Am nächsten Abend lag eine Karte von Franziska auf dem Abendtisch. Sie zeigte ein großes rotes Herz, das von drei Pfeilen durchbohrt war. Darunter — in Franziskas kleiner, sehr energischer Schrift: „Das sind Freudenpfeile, Marianne. In Steingau gab's nichts Passenderes. Also Rupert und ich empfehlen uns ... Hurra! ... Trauung zugleich mit der Euren. Bin selig. Du auch? — Franziska."

Die Karte ging von Hand zu Hand.

Mariannens Lippen waren fest aneinander gepreßt. Sogar die kleine Schwester hatte mitgeschachert, und Herrn Stövens große Brieftasche hatte da wohl manches in Ordnung bringen müssen! ...

— — Am nächsten Tage war großer Empfang bei Herrn und Madame Stöven zu Ehren der Brautleute.

Klaus Stöven war sehr schlechter Laune. Was ging seine Verlobung all die fremden Leute an? Wenn er nur gegen seinen eleganten Vater aufgekommen wäre! Aber wenn der etwas wollte, dann geschah es eben. Ohne ein lautes Wort, ohne jede sichtbare Energieäußerung — aber auch völlig unbekümmert um den Willen der anderen. Herrn Stöven machte es Spaß, die schöne Schwiegertochter zu zeigen. Er legte gern den Arm um ihre Schultern, sagte gern „meine liebe Tochter". Und er lächelte geschmeichelt, als ihm ein alter Bekannter zurannte: „Wissen Sie, Stöven, wenn man Sie so mit dem Fräulein Marianne sieht ... ein bißchen besser passen Sie ja zu ihr als der Jung' ... nix für ungut ..."

Nein ... Herr Stöven nahm es den Leuten gar nicht übel, wenn er Blicke auffing, die wohlgefällig an ihm und Marianne hängen blieben. Er fühlte, wie er wieder jung wurde unter diesen Blicken. Er dachte an nichts Unrechtes — bewahre ... aber ... einige Jährchen war es immerhin her, daß er sich mit einem schönen jungen Weibe am Arm hatte sehen lassen.

Hätte Stöven eine eigene schöne Tochter gehabt — ein bißchen Verliebtheit hätte da auch mitgespielt. Das steckte ihm so im Blute. Dafür konnte er nichts. Zu dieser sehr leisen Verliebtheit gesellte sich Bewunderung für Mariannens sehr damenhafte, sehr zurückhaltende Art. Er war beglückt, wenn sie ihm zulächelte. Er dachte oft darüber nach, womit er sie erfreuen könnte. Dem Ring war am nächsten Tage ein Anhängsel mit Brillanten gefolgt. — Heute hatte er eine Reihe kostbarer Perlen um ihren Hals befestigt. Sogar Madame Stöven drohte mit dem Finger:

„Du ... der Jung' wird eifersüchtig!"

Aber er hatte mit den Achseln gezuckt:

„Der Jung'? ... Gut, daß du von ihm sprichst. Er weiß ja gar nicht, was er an ihr hat!"

Klaus Stöven blickte giftig auf den reichen Schmuck.

„Der Papa behängt dich ja wie einen Olgötzen!"

Marianne war es, als brenne ihr die Haut unter dem wundervollen Geschmeide. Sie trug es nur, um keine Auseinandersetzungen heraufzubeschwören. Schwieg auch zu Klaus Stövens Worten aus demselben Grunde. Manchmal schien ihr alles ganz unwirklich; als würde sie in einem Traum zu Worten und Handlungen gedrängt, die ihr selbst ganz fremd, mit keiner ihrer Empfindungen in Einklang zu bringen waren.

Nur nachts, in der Stille ihres Zimmers, erwachte sie zum wirklichen Leben. Und dann sah sie den kalten, präch-

tigen Berliner Hotelsalon, hörte immer wieder die Worte, die die letzten waren zwischen ihr und dem Manne, den sie liebte:

„Ich glaub' an keinen Abschied ... wie du selbst nicht daran glaubst. Nur einen Abschied gibt's für uns ... und den werde ich nehmen ... über kurz oder lang ..."

Und der Herzog sprach von den Professoren, die er in Berlin konsultiert, und die ihm mehr oder weniger verblümt ein sanftes Auslöschen zugesprochen.

Da war sie vor ihm in die Knie gesunken, sinnlos vor Schmerz. Er aber hatte gelächelt.

„Sei g'scheit, Mausel ... das ist nicht das Schlimmste. Man lebt intensiver, lebt doppelt — wenn man das Ende absieht. — Schlimm ist nur, wenn einer, den man lieb hat, die kurze Wegstrecke nicht mit einem mitgehen will."

Und da hatte sie sich an einer Sesselehne festhalten müssen, um nicht aufzuschreien: „Ich will ja mit ... ich gehe ja mit bis ans Ende!"

Was dann noch für Worte gefallen waren — sie wußte es nicht mehr. Nichtssagende Redensarten waren es gewesen — mit versagender Stimme. Der Adjutant stand plötzlich in der Tür und drängte:

„Hoheit .. befahlen, daß ich erinnere ... es ist spät, Hoheit ..."

Hoheit stand mitten in dem großen, kahlen Salon, mit fahlen Zügen, in müder Regungslosigkeit.

„Ja ... ich komme ... einen Augenblick ..."

Und dann noch ein heißes, kurzes Umarmen, ein Vonsich-Fortschieben mit zitternden, fiebernden Händen.

„Lauf' Mausel ... lauf', so schnell dich die Füße tragen. ... Ich steh' für nichts mehr ..."

So taumelte sie aus dem Zimmer ... taumelte auf die Straße hinaus — auf den Laternenpfahl zu, an dem Klaus Stöven lehnte, der ihr Mann werden sollte.

Und dann glitt sein Auto an ihr vorbei ... Wie hatte sie nur die Kraft gefunden, den verzweifelten Aufschrei zurückzudrängen, der sich losringen wollte von ihren Lippen! Und wie hatte sie am Abend ihm gegenübersitzen können von Loge zu Loge, ohne zusammenzubrechen vor seinen Augen! — — Ganz im Hintergrund sah sie auch den Adjutanten wieder, der sich als Edler von der Grains in das Fremdenbuch der „Goldenen Krone" eingetragen hatte.

Nur mit einem knappen Zusammenschlagen der Hacken hatte er sie im Hotelsalon begrüßt. Aber sie hatte den Blick voll teilnehmender Wärme gesehen, den er auf den Mann gerichtet hielt, der als Herr von Wartenstein so freundschaftlich mit ihm verkehrt hatte. Und hatte den kalten Blick, der auf sie gefallen war, wie einen Schlag empfunden!

War es verächtlich, daß sie den Mann liebte, der ihr nie seinen Namen geben durfte? Oder war es verächtlich, daß sie ihn verließ, weil einer gekommen war, sie zurückzuführen in den Kreis angesehener Bürgerlichkeit? Sie wußte es nicht. Aber als sie, schwer auf die Rampe gestützt, die Hoteltreppe hinabwankte, zuckte sie zusammen, da sie leises Sporenklirren hinter sich vernahm. Sie blieb stehen, als wäre ihr etwas eingefallen, hob den Kopf:

„Ach bitte, Herr von ..."

Sie hatte es wohl zu leise gesagt. Die wie verdorrten Lippen gehorchten ihr nicht. „Verzeihung ..."

Die Hand an der Mütze, sehr höflich, sehr fremd, schritt der Adjutant die Stufen an ihr vorbei.

Nacht für Nacht, seit Tagen und Wochen rief sich Marianne das alles ins Gedächtnis zurück. Sie schluchzte in ihre Kissen hinein, biß mit den Zähnen in ihr Taschentuch, um jeden Laut zu ersticken ... Schlief ein ... warf sich in wilden, angsterfüllten Träumen hin und her. Und wenn sie erwachte — zum Spiegel stürzte, der ihr die Verwüstungen zeigen mußte, die der Kummer und die Verzweiflung der letzten Nacht in ihren Zügen eingegraben, — dann sah sie nur, daß ihr Gesicht ein wenig bleich, daß die Augen leicht umschattet waren. Schön, glatt und ruhig blickte ihr Antlitz ihr entgegen, wie unberührt von auch nur leisem Schmerz. Sie haßte ihr Gesicht. Es war eine Lüge. Wie ihr Leben eine Lüge war. — —

* * *

Madame Stöven war sehr beschäftigt.

So lange Wochen, wie diesmal voraussichtlich, war sie nie von Hause fortgeblieben. Der „Puppenkasten" — Klaus Stöven nannte das Haus nie anders — mußte eingekampfert und unter Laken gelegt werden, als gälte es eine monatelanae Reise.

Madame Stöven war daher sehr froh, daß die „Mannslüt" abdampften.

Marianne mußte auf Herrn Stövens Wunsch mit an den Zug kommen.

So gingen sie zu dreien die weite Strecke zu Fuß, denn es war ein wundervoller Tag. Die bereiften Bäume glitzerten in der Sonne, und die roten Häuser lachten lustig unter ihren weißen Schneehauben hervor. Die engen Straßen lagen da wie feine, weiße Bänder, und die Menschen glitten über sie hinweg, lautlos, wie schwarze Schatten.

Herr Stöven in kostbarem, leichtem Gehpelz, bot auch diesmal Marianne den Arm. Er zeigte sie der Stadt. Es war nicht zu zählen, wie oft er den Zylinder abnehmen mußte.

„Ich brauche mehr Hüte, als eine elegante Frau Handschuhe."

Er sagte es mit leisem, selbstgefälligem Lächeln. Und fügte hinzu:

„Du, Jung', was glaubst du — heute schnattert ganz Kiel über euch, he? Gestern hörte ich schon zufällig in der Kneipe: ‚Stövens schöne Schwiegertochter' ...!"

„Na, uns sieht Kiel nicht sobald wieder", brabbelte Klaus Stöven vor sich hin und stampfte neben Marianne einher, ärgerlich, daß der Vater sie auch in dieser letzten Stunde für sich beanspruchte. Nicht seine Braut — bewahre! — Stövens Schwiegertochter. So war's recht!

„Ich hatte schon gedacht, wir sollten die Hochzeit hier feiern ... Aber den Lindliebs paßt es schlecht ... Und da es eine Doppelhochzeit ist ..."

Marianne fragte, ohne den Schwiegervater anzusehen, nebenbei:

„Wer ist denn darauf gekommen ... mit der Doppelhochzeit?" Herr Stöven lächelte vor sich hin.

„Wer? ... Natürlich ich, liebe Tochter ...! Wollte dir eine Freude machen. Selbstverständlich ... oder glaubst du ..."

„Nein ... was soll ich glauben?"

Kurz, wie abgehackt, klang es. Sie blieb stehen, löste ihren Arm aus dem des Schwiegervaters.

„Es geht sich eingehakt schwer im Schnee ..."

Dann schritten sie rascher aus, ohne zu sprechen, denn es war spät geworden.

Während Herr Stöven die Karten löste, sagte Marianne: „Jetzt verstehe ich."

„Was denn, Marianne?"

Klaus Stöven versuchte, ihre Hand zu nehmen. Aber sie hielt sie beharrlich im Muff

„Wie der Handel zustande gekommen ist. Mein Vater war in Berlin, um den deinigen um Geld zu bitten. Darauf hat dein Vater die Doppelhochzeit verlangt — als Sicherheit! So sagt ihr Kaufleute wohl?"

Klaus Stöven sah sich hastig um, steckte dann seine große Tatze mit in Mariannens Muff; das angekrauste Futter riß ihm unter den Fingern — es war ihm gleich. Er umklammerte Mariannens Hand.

„Du ... hör': was ich dir sage, Marianne ... Bis zur Hochzeit haben die Väter zu sagen. Das ist so bei uns. Das müssen wir hinnehmen. Nachher — nur du und ich. Merk' dir's, Marianne! Halt aus! Dann kriegt alles ein anderes Gesicht. Glaub' mir's! Sieh mich an, Marianne ... glaub' mir's!"

Sie sah ihn nicht an. Und sie glaubte ihm nicht. Sie wollte ihm sagen: „Du bist ein Kind!" und sie empfand Bitternis darüber, daß ein ungestümer Junge ihr Mann werden sollte. Aber sie zwang sich zu einem Lächeln und meinte nur ausweichend: „Du zerreißt meinen Muff."

Da kam auch Herr Stöven, schwenkte die Karten in der Luft.

„Rasch, Jung' ... unsere Sachen sind schon im Abteil ... Na ... steht doch nicht so da, als wär's ein Abschied fürs Leben."

Jetzt hakte er sich gar in Mariannens Arm ein. Noch zwei, drei Grüße nach links und rechts. Der Schaffner trieb zum Einsteigen. Herr Stöven legte einen Arm um Marianne, sein Gesicht an das ihre.

„Auf frohes Wiedersehen, mein Töchting ..."

Wie einfach das war beim Vater! Klaus Stöven drückte Mariannens Hand an seine Brust. Er murmelte:

„Glaub mir, Marianne ... glaub mir ..."

(Fortsetzung folgt)

Meine gefährlichste Elefantenjagd

Von Afrikaforscher Hans Schomburgk

Auf meiner Afrikadurchquerung erreichte ich im Jahre 1907 den Bangweolo-See. Bei Kassoma schlug ich mein Lager auf. Da ich beabsichtigte, hier für längere Zeit zu jagen, wurde ein festes Jagdlager errichtet.

An einem Freitagmorgen meldete mir ein Kundschafter, daß die Spur eines großen Elefantenbullen vom See aus dicht am Lager vorbei ins Innere führte. Schnell wurden zwölf meiner besten Leute ausgesucht, und als die glutrote Sonne am Horizonte aufstieg, zog die kleine Karawane vom Lager fort in den Busch. Kaum waren wir eine Stunde der Fährte gefolgt, sah ich zu meinem Erstaunen, daß wir uns den Elefanten näherten. Schon die erste Losung, die wir trafen, war noch warm.

Mein alter Elefantenjäger Mongoosa, der mich begleitete, war ein erfahrener, eingeborener Jäger. Er hatte viele Elefanten am Kongo erlegt, wo ihn einmal eine Elefantenkuh schwer verwundete. Ich führte eine schwere, doppelläufige Elefantenbüchse, die schwerste Büchse, die je gebaut wurde. Mongoosa trug ein Mausergewehr mit Sportpatronen, damit ich unterwegs Wild für uns zum Essen erlegen konnte. Der linke Lauf meiner Elefantenbüchse hatte in letzter Zeit verschiedentlich versagt. Ich setzte jedoch einen neuen Schlagbolzen ein, gewann so wieder volles Vertrauen zu meinem Gewehr.

Wir nahmen also die Spur ungefähr zwei Kilometer weit vom Dorfe auf. Sobald ich bemerkte, daß sie frisch wurde, ließ ich alle meine Träger zurück und ging mit Mongoosa und mit dem mir vom Dorfe bestellten Führer weiter. Kaum zwei Stunden nach der Entdeckung der Spur sah ich mich dem Elefanten gegenüber. Er stand ruhig unter einem kleinen Baum im hohen Grase. Bis auf zwanzig Meter ging ich heran. Vorsichtig nahm ich die schwere Büchse, zielte hinters Blatt, und mit der Absicht, den zweiten Lauf sofort folgen zu lassen, zog ich den Abzug. Aber durch den Rückschlag der schweren Büchse fiel ich von meinem unsicheren Standpunkt, und bevor ich mich wieder aufrichten konnte, brauste der Elefant in voller Flucht ab. Ich folgte ihm einige Kilometer; da merkte ich, daß der eine Schuß nicht ganz verfehlt war. Kürzer und kürzer wurden die Schritte des Waidwunden, und wenn ich auch keine Schweißspur fand, merkte ich doch, daß er innerlich schwer bluten mußte. Nachdem wir der Spur ungefähr eine Stunde gefolgt waren, hörten wir plötzlich den Elefanten. Er hatte sich wieder eingestellt. Vorsichtig, jeden einzelnen Grashalm sorgfältig umlegend, pürschte ich heran. Dann sah ich den Elefanten. Im vollen Vertrauen auf meine altbewährte Büchse kroch ich auf zehn Schritt heran. Vorsichtig, ganz vorsichtig brachte ich das Gewehr an die Schulter. Jetzt oder nie! Zielte auf die tödliche Stelle, setzte nochmals ab, zielte wieder und schoß. Ein scharfer, metallener Schlag: Mein Gewehr hatte versagt.

Mit einer Geschwindigkeit, die sich nicht beschreiben läßt, fuhr der Elefant herum. Mit dem furchtbaren Schrei, der dem angreifenden afrikanischen Elefanten eigen ist, nahm er ohne Besinnung an. Jeder Versuch, dem wahnsinnig heranstürmenden Tier auszuweichen, wäre sicherer Tod gewesen. Ich blieb stehen. Als der Elefant ziemlich über mir war, gab ich ihm den zweiten Schuß unmittelbar vor dem Kopf. Der mächtige Körper schwankte hin und her. Ich warf mich auf die Erde. Im nächsten Augenblick war der Elefant über mich hinweggerast. Mit dem einen Hinterfuß schlug er mir gegen die Rippen, so daß mir Hören und Sehen verging. Aber bemerkt hatte er mich nicht.

Kaum war der Elefant vorbei, sprang ich trotz meiner schmerzenden Rippen auf, lud zwei Patronen ins Gewehr und jagte sie dem Tiere nach, das gerade den Führer gesichtet hatte und im Begriff war, ihn anzunehmen. Wieder brachten meine Schüsse den Elefanten ins Wanken, so daß er von der Verfolgung des Eingeborenen abließ.

Jetzt ging die Jagd weiter. Aber umgekehrt. Während ich bisher der Jäger war, übernahm der Elefant meinen Posten und jagte mich, ganz planmäßig, mit voller Ueberlegenheit und mit der Klugheit, die unter allen Tieren nur er besitzt. Ich hockte mit Mongoosa im Grase. Plötzlich wieder der furchtbare Schrei des annehmenden Elefanten. Ganz nahe. So wie er uns gewindet hatte, kam er auf uns zu. Wie ein großer schwerer Felsen erschien vor uns sein Kopf. Ein Schrei von Monaoosa. Mit einem Kopfsprung verschwand er im Grase. Ich mußte stehen bleiben. Mir blieb nichts anderes übrig. Zeit zum Zielen hatte ich nicht. Blindlings schoß ich beide Läufe dem Tiere ins Gesicht und warf mich seitwärts ins Gras. Der Elefant schwankte umher, wiederum betäubt und verwirrt von den aus nächster Nähe abgegebenen Schüssen. Er versuchte mich zu finden. Aber durch das Blut, das ihm aus der Lunge in den Rüssel stieg, war wohl die feine Witterung geschwächt. Endlich schwankte er weiter. Mongoosa kroch heran. Er überredete mich, die Jagd aufzugeben und dem Elefanten zum Sterben Zeit zu lassen. Wie gern ging ich auf seinen Vorschlag ein! Kaum waren wir hundert Meter auf unserer Spur zurückgegangen, als wir zum dritten Male den furchtbaren Schrei hörten und sahen, wie sich die Graswelle wieder in Bewegung setzte. Der Elefant wollte sich rächen.

Ich schoß, warf mich hin, und wie eine Dampfwalze ging der Elefant über mich weg. Jetzt kam es zum Aeußersten. Zu meinem Schrecken bemerkte ich, daß ich nur noch eine Patrone hatte. Wir fanden einen Baumstumpf. Hier nahmen wir unsere Stellung. Hinter uns näherte sich ein mächtiges Grasfeuer, höchstens einen Kilometer entfernt. Laut krachte das trockene Schilfgras. Es sah aus, als hätten wir die Wahl, vom Elefanten zertreten oder vom Grasfeuer verbrannt zu werden. Plötzlich hörten wir ihn wieder schreien, aber in ganz anderer Richtung als wir erwartet hatten, einige hundert Meter von uns entfernt. Mongoosas Gesicht hellte sich auf. Wortlos zeigte er nur in die Richtung: „Höre! Er stirbt. Er wird Bäume ausreißen und daran seine Wut auslassen. Dann wird er sterben. Er hat unsere Spur verloren."

Plötzlich hörten wir zu unserem Entsetzen den Elefanten kommen. Nicht wie vorher wahnsinnig auf uns losstürmend, sondern langsam, bedächtig. Wir hörten das Gras unter seinen Füßen knacken. Näher kam er und näher. Gerade auf uns zu. Jetzt war er dreißig Meter entfernt, jetzt noch fünfundzwanzig. Zwanzig Meter, fünfzehn Meter. Er wußte genau, wo wir uns befanden. Langsam kam er näher, ganz langsam. Er wollte diesmal sicher gehen.

Näher kam er, Schritt für Schritt. Kaum acht Meter trennten uns noch, als plötzlich seitwärts, wo das Grasfeuer inzwischen angelangt war, ein Knall ertönte. Dies schreckte den Elefanten. Er hielt an, horchte, dann drehte er langsam den Kopf zur Seite nach der Richtung, aus welcher der Schuß gekommen.

Jetzt meine letzte Hoffnung. Ich nahm das Gewehr an die Schulter und zielte hinters Ohrloch. Zielte vorsichtig und ruhig. Der Schuß fiel. Wie vom Blitz getroffen brach der Elefant zusammen, um nie wieder aufzustehen.

Ich konnte noch nicht fassen, daß ich gerettet war. Erst Mongoosa brachte mich wieder zum Bewußtsein. Er raffte trockenes Gras zusammen, steckte es an, um ein Gegenfeuer gegen das sich in rasender Eile nähernde Präriefeuer zu entfachen. Keine Minute war zu verlieren. Ungefähr zehn Minuten arbeiteten wir wie die Wahnsinnigen, dann sahen wir, wie die Flammen von unserem Feuer wegrasten, so daß wir einen freien Platz bekamen, wo wir uns sicher fühlen konnten.

Ich schickte Mongoosa weg, die Träger zu holen. Sie kamen sehr schnell. Plötzlich ein Schrei! Mehrere! Einer meiner Leute kam angelaufen. Aus seinen aufgeregten Reden hörte ich heraus, daß ein Mann getötet sei. Ich kam zu dem Fleck, wo die Neger standen, die alle aufgeregt durcheinander redeten, und erfuhr so von der wirklichen Tragödie des Tages.

Ein ehrgeiziger Träger war mir gegen meinen Befehl gefolgt. Er wollte gerne Gewehrträger werden. Er war von seinen Kameraden weggeschlichen, um bei mir zu sein und als Erster mich zu meinem Erfolg zu beglückwünschen, wenn ich den Elefanten geschossen hätte. Ich sollte auf ihn aufmerksam werden. Mit den Augen war er auf der Spur geblieben und daher wahrscheinlich geradeswegs mit dem angeschossenen Elefanten zusammengeprallt. Der hatte ihn gepackt, zur Erde geschmettert und ihn dann mit dem Rüssel in Stücke gerissen, indem er einen Fuß auf den Körper setzte. Die Schreie, die wir hörten und für die Todesschreie des Tieres hielten, stieß es aus, als es den Eingeborenen zerriß.

Der Elefant hatte seinen Vorsatz ausgeführt. Er war gestorben, aber nicht ohne wenigstens einen seiner Angreifer mit sich zu nehmen.